Freitag, den 13. Februar 1925

Lodzer

Volkszeitung

Einzelnummer: 25 Groschen.

Nr. 19.

Erscheint 3 mal wöchentlich: Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, mit dem Datum des darauffolgenden Tages. Anzeigenpreis: die 7gesp. Millimeterzeile 10 Gr., im Text 40 Gr. Stellen-Gesuche 50%, -Angebote 25% Rabatt. Ausland 50% Zuschlag.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Zamenhofa 17, III-16
Sprechstunden des Schriftleiters täglich 5—6 Uhr.
Telephon des Schriftleiters: 28-45.

Der Abonnementspreis für den Monat Februar beträgt Zloty 2,40, wöchentlich 60 Groschen, zahlbar beim Empfang der Sonntagsnummern. — Für das Ausland 25 Prozent Zuschlag. — Für Amerika einen Dollar monatlich.

3. Jahrg.

Kriegsgefahr im Orient

Von Erwin Barth.

In Athen kochen die Leidenschaften. Das Volk wird aufgepeitscht, die Regierung führt die bedrohte Ehre der Nation im Mund, mit Serbien wird ein militärisches Bündnis gegen die Türkei vorbereitet, im Lande organisieren die Offiziere eine Freiwilligenarmee gegen die Türken, die fällige Demobilisierung des ältesten Jahrgangs der Armee ist aufgehoben worden, die Kabinette von Paris und London haben die Vermittlung zugunsten der Aufrechterhaltung des Friedens aufgenommen, Mustafa Kemal Pascha hat seine Reise abgebrochen und ist sofort nach Angora zurückgekehrt. Der politische Himmel an den Dardanellen hängt voll schwarzer Wolken.

Was hat sich ereignet, daß die beiden Nationen das Kriegsbeil aus der noch frisch gehäufelten Erde schon wieder ausgraben sollen? Der kleine Anlaß der großen Gefahr ist folgender:

Durch den Friedensvertrag von Lausanne, der den jüngsten griechisch-türkischen Krieg beendete, ist zur Vermeidung neuer Konflikte ein gegenseitiger Austausch der Bevölkerung vereinbart worden. Alle türkischen Griechen gehen nach Griechenland und alle griechischen Türken gehen in die Türkei. Ausgenommen sind nur die Türken in Ostthrazien und die Griechen in und um Konstantinopel, die vor dem Ende des Weltkrieges schon dort ansässig waren. Wer nicht freiwillig geht, wird ausgewiesen. Zur Durchführung dieses Abkommens ist eine gemischte Kommission eingesetzt worden, die aus drei Türken, drei Griechen und drei Neutralen besteht.

Unter den Konstantinopeler Griechen, die erst nach Ende des Weltkrieges nach Konstantinopel gekommen waren, befand sich auch der griechische Metropolit (Bischof) Konstantin. Der Unterausschuß für den Bevölkerungsaustausch entschied, daß dieser unter den Austausch falle. Die gemischte Kommission bestätigte diese Entscheidung. Trotz dieses Entscheids wählte der griechische Klerus diesen Metropoliten auf den gerade vakanten Posten des Patriarchen, der der oberste griechisch-orthodoxe Geistliche in der Türkei ist. Man hoffte, dadurch offenbar eine neue Lage zu schaffen. Die türkische Regierung kehrte sich jedoch nicht daran und wies den Patriarchen Konstantin aus. Sie hat das Recht also für sich.

Deshalb wird nun die hellenische Volksseele ins Kochen gebracht und in schroffen Worten mit der blutigen Geißel des Krieges gedroht.

Die Angelegenheit hat natürlich eine politische Seite! Die Patriarchen in den muselmanischen Ländern sind nicht nur geistliche Hirten, sondern auch die obersten nationalen Vertreter der Minderheiten, sie haben, nicht formell, aber de facto, eine gewisse politische und diplomatische Würde. Aber die türkische Regierung hat durch ihren Ministerpräsidenten erklären lassen, daß ihre Ausweisungsmaßnahme sich gar nicht gegen den Patriarchen als solchen, sondern gegen den Herrn Konstantin richtet. Es stehe dem griechischen Klerus in der Türkei völlig frei, einen anderen, nicht unter die Austauschbestimmungen fallenden Geistlichen zum Patriarchen zu erwählen. Damit könnte die Sache erledigt sein.

Sie hat aber auch eine hochpolitische Seite Die Griechen wollen unter allen Umständen absoluten Respekt vor der Person des Patriarchen sehen — auch wenn dieser, trotz Kenntnis der kommenden Ausweisung, eben erst zu dieser Würde demonstrativ erhoben worden

Der Demagoge Korfanty.

Er setzt sich für die Großindustrie ein. — Zugleich kokettiert er mit der Arbeiterschaft.

Auf einer Delegiertentagung der Christlichen Demokratie in Kattowitz hat **Korfanty** eine große Rede über die gegenwärtige wirtschaftliche Lage Polens gehalten.

Korfanty kritisierte in sehr scharfer Weise die Steuerpolitik des Finanzministers Grabski. Sollte die Steuerschraube noch weiter angezogen werden, so würde dies zur Erdrosselung der Industrie führen. Korfanty sagte: „Der Staat hat zwei Einnahmequellen: die Staatsbetriebe sowie die Steuern. Die Vermögenssteuer, die eine Hauptposition im Budget bildet, wird in diesem Jahre **nicht** mehr so ergiebig sein, wie dies die Regierung erhofft. Die Hüttenwerke können wohl gepfändet werden, doch Geld wird die Regierung von den Industriellen **nicht** erhalten, denn wir alle sind verarmt (!?). Die Grundbedingungen, um aus dieser Wirtschaftskrise herauszukommen, sind: Ausarbeitung von Auslandskrediten, die wir heute überhaupt nicht besitzen, sowie die Erschließung von neuen Absatzmärkten und Verbilligung der Produktionskosten. Die **Arbeitsergiebigkeit** der Arbeiter hat sich fast um das doppelte **erhöht**; der Verdienst hingegen hat sich in demselben Verhältnis **verringert**. Eine Besserung kann jedoch nur dann eintreten, wenn die Regierung mit der rücksichtslosen Steuerpolitik bricht. Andernfalls werden wir von Tag zu Tag ärmer.

Für unsre traurige Wirtschaftslage ist jedoch das Verständnis in der Gesellschaft sowie im Sejm viel zu gering. Es gibt politische Gruppierungen, die durch den Umstand, daß sie das „Zünglein an der Wage" sind, einen Terror auf die Regierung ausüben, um für ihre Parteiinteressen Nutzen zu schlagen.

Unsre Finanzpolitik muß einer grundlegenden Reorganisierung unterzogen werden, denn erst dann könnte man eine Verbilligung der Produktion und eine Verbesserung der Lage der Arbeiter erwarten."

Diese Sprache Korfantys ist nicht neu. Der urteilslose Arbeiter, der dieser Rede zugehört hat, dürfte gesagt haben: „Ist doch ein anständiger Kerl, dieser Korfanty! Lobt die Arbeiter, stellt fest, daß sie zweimal soviel arbeiten als früher und dafür nur einen halben Lohn erhalten! Also ein Mensch, der sich doch in der Gerechtigkeit auskennt!"

Auf diese urteilslosen Arbeiter war Korfantys Rede auch berechnet. Wer aber den aalglatten Wojciech einigermaßen kennt, weiß, daß es ihm keinesfalls um den Arbeiter selbst geht, sondern um die Schaffung des von ihm propagierten Zentrums. Den Industriellen braucht er in Massenversammlungen nichts vorzureden. Dazu sind keine Massen notwendig. Wie er zur Industrie steht, sagt er dem Abg. Wierzbicki in einer ganz kleinen Sitzung, an der bestenfalls noch einige Kohlenbarone und zwei bis drei Vertreter der übrigen Industrie teilnehmen.

Von der Not der Arbeiter muß man aber schon vor Massen sprechen. Und warum soll er dies nicht tun, da es doch nichts kostet? Die N. P. R. hat doch große Lust, dem Zentrum beizutreten, obwohl sich die Abgeordneten aus Kongreßpolen dem widersetzen. Diese Schwäche muß ausgenützt werden, das Eisen muß geschmiedet werden, so lange es heiß ist.

Und noch an einen anderen hat Korfanty in seiner Rede gedacht: an Witos. Herr Wincenty hat Herrn Korfanty bei den Vorverhandlungen über die Zentrumsbildung die Zähne gezeigt. Deswegen macht sich Herr Korfanty über das „Zünglein an der Wage" lustig, um Witos mürbe zu kriegen.

Für die Arbeiterschaft ist es von Wichtigkeit, daß der große Handel eingesetzt hat und daß Herr Korfanty entschlossen auf den Warschauer Premierministersessel hinsteuert. Der 1. März, an dem die Abstimmung über das Kabinett Grabski erfolgen soll, ist nahe. Es ist notwendig, daß die tatsächlich demokratischen und als demokratisch geltenden Parteien die Augen offen halten.

Der Demagoge Witos.

Witos will gegen die Anarchie in Wirtschaft und Politik kämpfen.

In Krakau hielt die Bezirksleitung des „Piast" eine Konferenz ab, auf der Witos über die politische Lage und Byrka über die Wirtschaftslage sprachen. Von den Beschlüssen sind bemerkenswert:

1. Der Klub wird zum rücksichtslosen Kampf gegen die wirtschaftliche und politische Anarchie aufgefordert.

2. Es wird festgestellt, daß die Finanzpolitik Grabskis die Landwirtschaft in eine katastrophale Lage gebracht hat.

2. Es wird der Empörung Ausdruck gegeben, daß der Finanzminister angeblich aus Rücksicht auf das Gleichgewicht im Budget sich geweigert hat, eine neue Position für das Ministerium der Landwirtschaft aufzunehmen, die zum Ankauf von Saatgut für die Kleinbauern dienen sollte.

Witos will also gegen die politische und wirtschaftliche Anarchie kämpfen. Wer trägt denn aber die Schuld daran, daß bei uns das politisch-wirtschaftliche Chaos so weit fortschreiten konnte, wenn nicht Witos. Seine Politik war und ist für Polen verderblich. Das hätten auch seine Wähler schon längst ersehen müssen. Wir wollen es jedoch hoffen, daß solche Manöver, wie „Kampf gegen Anarchie und Wirtschaft", auch bei den Bauern nicht mehr lange verfangen werden. Bricht sich erst in diesen Kreisen die Erkenntnis Bahn, daß Witos nur dank der Anarchie sich am Ruder der Partei erhalten kann, dann dürfte dieser große Demagoge auf immer von der politischen Schaubühne verschwinden.

So ist die Ausweisung zu einer Frage der nationalen Ehre Griechenlands aufgebauscht worden.

Die griechische Regierung erklärt, vor dem Aeußersten nicht zurückzuschrecken, und die türkische Regierung sagt, daß sie im Recht sei und dieses Recht auch nicht gegen die Kriegsdrohung aufgeben werde.

Die Türkei verwahrt sich gegen den Vorwurf, daß sie die Christenheit durch die Ausweisung herausgefordert habe. Sie kann dabei darauf verweisen, daß sie sogar den Kalifen, das Oberhaupt nicht nur der türkischen, sondern aller Muselmanen der Welt, aus dem Lande gewiesen habe; die christlichen Kirchenhäupter dürften aber in Konstantinopel unangefochten weiter residieren, wenn ihre Person nicht unter den vertraglichen Bevölkerungsaustausch falle.

Der gefährliche Streit könnte augenblicklich dadurch beendet werden, daß der griechische Klerus in Konstantinopel einen neuen Patriarchen wählt. Das tut man aber nicht, sondern man kompliziert die Lage durch Ausgabe der Parole: „die nationale Ehre ist angegriffen“. Das ist der billigste Vorwand für die Entfesselung blutiger Kriege.

Die französische Regierung und die englische Regierung haben sich eingemischt, um den Frieden zu erhalten. Sehr schön, aber nicht ehrlich! Sie teilen den griechischen Standpunkt und setzen die Regierung von Angora unter Druck. Die Patriarchenfrage ist ihnen an sich völlig gleichgültig. Aber sie haben noch sehr ernste eigene Interessen gegen die Türkei wahrzunehmen. England verteidigt den nördlichen Teil des Vilajets Mosul gegen den türkischen Besitzanspruch. Es handelt sich dabei nicht so sehr um das billige Land oder um ein paar Tausend Einwohner oder um Petroleum, sondern um ein Stück Bagdadbahn. Frankreich muß die Interessen Englands in der Mosulfrage vertreten, weil es seine eigenen Interessen sind. Denn: bekommen die Türken das Gebiet, so hängt dann der syrische Teil der Bagdadbahn an beiden Enden in der türkischen Luft, und die Verbindung nach Mesopotamien kommt in Gefahr. Ein starker Druck auf die Türkei liegt durchaus im Sinne der englisch-französischen Interessen in Vorderasien.

Die englisch-französischen Friedensbemühungen sind also Komödie. Man darf ruhig behaupten, daß dem Frieden im Orient besser gedient würde, wenn sich die beiden Mächte nicht um die Aufrechterhaltnng des Friedens „bemühten“. Dann würde nämlich die Athener Regierung, die erst kürzlich eine fürchterliche Niederlage durch die Türkei erlitten hat, die Ausweisung des Patriarchen aus Konstantinopel als das behandeln, was sie ist, nämlich als Bagatelle.

Dann würde das Interesse der beiden Länder und der Frieden am besten geschützt.

* * *

Der Völkerbund soll entscheiden.

Da die Türkei sich weigerte, den Konflikt dem Haager Schiedsgericht zur Entscheidung zu überweisen, hat Griechenland sich an den Völkerbund mit der Bitte um Intervention gewandt.

Wie verlautet, haben die Vereinigten Staaten nicht die Absicht, sich in den Konflikt zu mischen, da sie das Lausanner Abkommen nicht unterzeichnet haben.

Das Konkordat mit Rom unterzeichnet.

Gestern traf die Nachricht ein, daß Kardinal Gaspari, der Botschafter beim Vatikan, Skrzynski und der Delegierte der polnischen Regierung, Stanislaw Grabski, das Konkordat zwischen Polen und dem Vatikan unterzeichnet haben. Bis zum letzten Augenblick blieb der Sejm im unklaren, was der Vertrag enthalte. Wahrscheinlich wird sich die Regierung erst jetzt entschließen, das bisher so ängstlich gehütete Geheimnis preiszugeben. Die Ratifizierung des Vertrages durch den Sejm wird auf Schwierigkeiten stoßen, da die P. P. S., die „Wyzwolenie“ und die Minderheiten gegen das Konkordat auftreten werden. Auch die Regierung hat zu erwarten, daß ihr bei dieser Gelegenheit bittere Wahrheiten gesagt werden.

England gegen Polens Grenzen.

Die sich nähernde Weltkonferenz, die demnächst in London stattfinden soll, hat in den politischen Kreisen Englands das größte Interesse hervorgerufen. Die Konservative Partei, die heute das Ruder des Staates führt, hat bereits schon früher darauf hingewiesen, daß die Erhaltung des europäischen Friedens die Revision der Westgrenze Polens notwendig macht. Auch die Grenze mit Ssowjetrußland kann zu ständigen Konflikten führen. Nach dem für die Konferenz vorbereiteten Programm sollen die oberschlesische Frage und die des Danziger Korridors mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt werden.

Bemerkenswert sind die Ausführungen des englischen Außenministers, Chamberlain, die dieser Pressevertretern gegenüber gemacht hat. Danach kann keine Rede davon sein, daß auch Polen in den Garantiepakt zwischen England, Frankreich und Belgien miteinbezogen werden soll. Falls dies doch von Frankreich in Erwägung gezogen werden sollte, so müßten unbedingt davon die deutsch-polnische und die ssowjetrussisch-polnische Grenze ausgenommen werden. England könnte nur die Garantie für die Grenzen Polens mit Rumänien und die Tschechei übernehmen. Chamberlain drückte die Hoffnung aus, daß Frankreich um den Preis eines Garantiepaktes zwischen sich, England und Belgien den Standpunkt Englands in der polnischen Frage anerkennen würde.

In Deutschland haben Chamberlains Ausführungen berechtigtes Aufsehen erregt. In Polen hatten die einzelnen Blätter noch keine Zeit, um zu diesem neuen englischen Vorstoß Stellung zu nehmen. Die kurzen Kommentare sind unglückliche Angriffe gegen England. In Polen hatte man es nicht verstanden, England für unsere politisch-wirtschaftlichen Bedürfnisse zu interessieren. Wenn nach Nitti, Lloyd George, Macdonald, nun auch Chamberlain die deutsch-polnische Grenze als zu Unrecht bestehend ansieht, so müßte das in Warschau zu denken geben. Eine grundlegende Revision unserer Außenpolitik müßte höchstes Gebot der Stunde sein. Skrzynski kann man keine Vorhaltungen machen, daß er untätig gewesen wäre, den Kontakt mit England herzustellen. Wenn ihm dies nicht gelungen ist, so ist dies die Schuld unsrer Nationalisten, die ständig eine Politik der starken Faust predigten und dadurch Skrzynski in seinen Bestrebungen behinderten. Der Briefkastenstreit ist ja das beste Beispiel für die politische Borniertheit der Chjenisten. Sogar Thugutt ließ sich zu Drohungen hinreißen. Nach der Entscheidung des Völkerbundskommissars Mac Donell sieht für Polen der Briefkastenstreit ziemlich hoffnungslos aus, was sogar in der amtlichen Stellungnahme der Warschauer Regierung zur Entscheidung bereits unverhüllt zum Ausdruck kommt.

Wozu also hat man den Konflikt mit Danzig so aufgebauscht? Glaubte man in Warschau, daß England, das hinter Danzig steht, vor den Drohungen einiger politischer Scharlatane zurückschrecken wird? Auch die provokatorische Haltung der nationalistischen Presse sowie die Hetze gegen Mac Donell und England haben in der englischen Oeffentlichkeit nur ein Echo der Empörung hervorgerufen. Nirgends aber läßt sich so die Regierung von der öffentlichen Meinung beeinflussen wie gerade in England.

Daß aber die öffentliche Meinung in England gegen Polen ist, das hätte man in Warschau längst wissen müssen. Z.

Die Amerikaanleihe.

Wie aus Regierungskreisen gemeldet wird, wird der Kontrakt über die Amerikaanleihe am 15. Februar unterzeichnet werden. Als Garantie werden die Zuckereinnahmen gelten. Die ersten Summen werden die Staatsbanken erhalten.

Sokal schiebt auf.

Am Dienstag legte Arbeitsminister Sokal sein Rücktrittsgesuch vor. Premierminister Grabski versicherte, daß er die Ansicht Sokals teile, daß das Arbeitsministerium ein eigenes Gebäude erhalten müsse. Diese Erklärung und die Bitte des Vorsitzenden der Budgetkommission, die dritte Lesung des Budgets abzuwarten, veranlaßten Sokal schließlich, das Rücktrittsgesuch vorläufig zurückzuziehen. Er entklärte aber entschieden, daß er nicht bleiben werde, wenn seinem Ressort die 500 000 Zloty nicht bewilligt werden würden.

Ist Witos ein Dieb?

Der „Dziennik Ludowy“ berichtet, daß in Przemysl ein Prozeß stattgefunden hat, in dem Herr Witos als Kläger auftrat. Angeklagt war ein Herr Schafran, der Witos in einer öffentlichen Versammlung einen Dieb, einen „großen Dieb“ nannte. Der Ausgang des Prozesses war für Herrn Witos ungünstig, da der Angeklagte freigesprochen wurde, weil sich der Vertreter des Klägers um eine Stunde verspätete. Witos hat eine neue Klage eingereicht.

Völkerbund und Danzig.

Der Vorsitzende des Völkerbundes hat in einem Schreiben an den Danziger Senat sowie in einem gleichlautigen an den Vertreter Polens in Danzig mitgeteilt, daß der Völkerbund während der Märzsession sich mit dem Briefkastenkonflikt beschäftigen wird. Bis dahin sollen sich beide Seiten von jeglichen Schritten zurückhalten, die den Konflikt verschärfen könnten. In dem Schreiben wird mit Genugtuung die verständige Haltung der Danziger Bevölkerung unterstrichen.

Amsterdam und Moskau.

Der Generalrat des Internationalen Gewerkschaftsbundes hat in der Frage der Beziehungen zwischen der Amsterdamer und der Moskauer Internationale mit überwiegender Mehrheit einen Antrag angenommen, wonach der Allrussische Gewerkschaftsbund zum Internationalen Gewerkschaftsbund zugelassen werden soll, falls ein diesbezüglicher Antrag gestellt wird. Zugleich erklärt der Internationale Gewerkschaftsbund seine Bereitwilligkeit, mit dem Allrussischen Gewerkschaftsbund in Amsterdam eine Konferenz abzuhalten. In der vorangegangenen Diskussion sprach sich der Vertreter der englischen Gewerkschaften entschieden gegen eine Weltkonferenz zur Verschmelzung der beiden Internationalen aus. Auch der Vertreter der deutschen Gewerkschaften, Graßmann, erhob starke Bedenken gegen eine solche Vereinigung.

Marx – preußischer Ministerpräsident

In zweiter Abstimmung wurde zum preußischen Ministerpräsidenten der bisherige Reichskanzler Marx gewählt. Er erhielt 223 Stimmen, sein Gegenkandidat 162 Stimmen. Für Marx stimmten auch die polnischen Abgeordneten, die vorher für Braun nicht gestimmt haben. Sie erklärten in einer Kundgebung an ihre Wähler, daß sie sich zu der Stimmenabgabe für Marx deswegen entschlossen haben, weil die Sozialisten sich entschlossen haben, einen Antrag zum Schutz der Minderheiten in kultureller Beziehung einzubringen.

Die Barmat-Affäre.

Reichstagsmandatniederlegung des früheren Reichspostministers.

In der vertraulichen Sitzung des Untersuchungsausschusses des Reichstages am Samstag war von der Staatsanwaltschaft mitgeteilt worden, daß gegen den früheren Reichspostminister Dr. Höfle ein Strafverfahren wegen Untreue eingeleitet worden sei. Höfle, der dem Zentrum angehört und früher der Leiter einer Beamtengewerkschaft des Zentrums war, hat darauf sein Reichstagsmandat niedergelegt. Er ließ durch seinen Rechtsanwalt dem Generalstaatsanwalt mitteilen, daß er sich ihm für jede Einvernahme zur Verfügung halte. Er bitte, von einem Haftbefehl abzusehen, da er sich dem Strafverfahren nicht durch die Flucht entziehen werde. Höfle ist beschuldigt, von den zum Nachteil des Reiches gewährten Postkrediten persönlich Vorteil gezogen zu haben.

Mordwahlen in Südslawien.

Trotz der amtlichen Meldungen der jugoslawischen Regierung, daß die Wahlen in voller Ruhe vor sich gingen, ist gerade das Gegenteil wahr. Nach privaten Berichten kann man eine förmliche Verlustliste der Toten und Verwundeten aufstellen. In einem Dorfe wurden allein 5 Bauern ermordet, in der Nähe von Agram wurden 4 Abgeordnete der Raditsch-Partei schwer verwundet. Insgesamt wurden 27 Personen ermordet.

Trotz aller Gewalttaten und trotz einem alles Maß übersteigenden Bruch der Gesetze hat Paschitsch nach den letzten Wahlergebnissen nur eine sehr knappe Mehrheit zustande gebracht, vorausgesetzt, daß diese Zählung, die aus der Regierung stammt, überhaupt richtig ist. Ganze zehn oder zwölf Stimmen — genau scheint die Ziffer noch nicht festzustehen — hat die Koalition mehr als die Opposition. Das wird ein hartes Regieren werden, zumal, da ja nicht unbekannt ist, daß selbst ein Teil der Radikalen, der mehr zu einer Versöhnungspolitik neigt, nur widerwillig der Peitsche des achzigjährigen Paschitsch folgt.

Mit dieser Mehrheit kann Herr Paschitsch sein Willkürregiment in der Skupschtina nicht fortsetzen, oder aber er tut es auf die Gefahr hin, daß auf den illegalen Weg gedrängt wird, was infolge von Terror und Gesetzlosigkeit sich auf dem verfassungsmäßigen nicht zur Geltung zu bringen vermag. Auf alle Fälle werden die nächsten Zeiten für Südslawien nicht weniger kritisch sein, als die letzten zwei oder drei Jahre es gewesen sind.

Die gewählten Deutschen.

Nach den letzten Meldungen aus Belgrad hat auch der deutsche Listenführer von Marburg, Dr. Schauer, ein Mandat erhalten. Damit erhöht sich die Zahl der deutschen Abgeordneten auf sechs.

Die deutschen Abgeordneten sind: Dr. Kraft, Dr. Moser, Dr. Meinert, Dr. Schauer und Dr. Teubels. Da Dr. Kraft in zwei Bezirken gewählt wurde, so wird er im Bezirk Dombor zugunsten des nächsten Kandidaten zurücktreten. In der letzten Skupschtina hatten die Deutschen 8 Vertreter. Sie haben somit 2 Mandate verloren.

Blutige Unruhen in Prag.

Die auch in Prag ständig steigende Teuerung der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände führte am Mittwoch zu Straßenunruhen. Eine große Volksmenge durchbrach eine Polizeipatrouille zum Platz des hl. Wenzel, nach Zeitungsmeldungen von Kommunisten geführt, und plünderten die Läden. Es fielen Schüsse, durch die einige Polizisten und mehrere Demonstranten getötet wurden.

Nach einer anderen Meldung wollte die Menge die Lebensmittelbörse stürmen. Sie wurde jedoch zurückgedrängt. Am Nachmittag fand auf dem alten Ringe eine große Protestversammlung gegen die Teuerung statt. Zehntausend Personen zogen nach dem Platz des hl. Wenzel. Beim Eingang stießen sie auf einen größeren Polizistentrupp, der mit Ziegelsteinen beworfen wurde. Auf das Fenster der amerikanischen Botschaft wurde ein Revolverschuß abgefeuert. In dem Fenster stand der Sekretär der Botschaft, der jedoch nicht getroffen wurde. Die Polizei gab auf die Menge einige Salven ab. Die Verwundeten wurden vom Platz getragen. Zur Hilfe geeiltes Militär zerstreute die Menge. Einige Polizisten wurden getötet. Von Zivilpersonen wurden 40 verwundet.

Lokales.

Die Krankenkassenärzte beabsichtigen in den Streik zu treten.

Bericht über die letzte Verwaltungssitzung.

Vorsitzender Kałużyński teilte mit, daß obwohl die letzte Sitzung des Rates der Krankenkasse durch eine mündliche Anordnung des Direktors des Bezirksversicherungsamtes für ungültig erklärt wurde, eine schriftliche Motivierung jedoch noch nicht eingetroffen ist. Infolgedessen wird die Verwaltung nicht in der Lage sein, der Ratsversammlung am Freitag die Gründe der Ungültigkeitserklärung mitzuteilen. Wahrscheinlich haben die Ministerialbeamten die Motivierung noch nicht finden können.

Um die Herabsetzung der Beamtengehälter.

Das Hauptversicherungsamt teilte durch Rundschreiben den Krankenkassen mit, daß bis spätestens zum 1. Juli l. J. die Gehälter der Krankenkassenbeamten im Sinne der Verordnung des Staatspräsidenten denen der Staatsbeamtengehälter gleichgestellt werden müssen. Infolgedessen wird die Kasse aufgefordert dem Amte zum 28. Februar die Beamtenskala zur Bestätigung vorzulegen. Vorerst müsse jedoch der Vorschlag der Verwaltung von einer Ratsversammlung bestätigt werden. Die Verwaltung beschloß, mit der Ausarbeitung der Skala die Leitung der Kasse zu beauftragen.

Die Aerzteforderungen.

Am Dienstag teilte der Aerzteverband der Krankenkassenverwaltung mit, daß er beschlossen habe, am Montag, den 16. Februar, von 7 Uhr früh ab, in den Streik zu treten, weil die Verwaltung die Uebergabe der Schlichtung des Streites einem Schiedsgericht abgelehnt habe.

In dieser Angelegenheit intervenierte Dienstag früh das Arbeitsministerium bei der Leitung der Kasse und empfahl derselben, als letzten Schritt die Angelegenheit der bei der Kasse bestehenden Einigungskommission (2 Vertreter der Aerzte, 2 der Verwaltung unter Hinzuziehung eines Unparteiischen) zu übertragen. Nach längeren Debatten wurde dieser Vorschlag in geheimer Abstimmung mit 9 gegen 6 Stimmen angenommen. Dieser Beschluß wird dem Aerzteverband sofort mitgeteilt werden. Sofern der Verband diesen Ausweg annimmt, so wird die Ankündigung des Streiks zurückgezogen.

Die Forderungen der Pharmazeuten.

Die Pharmazeuten teilten mit, daß sie mit dem Angebot der Verwaltung (10 Prozent Lohnerhöhung) für die Monate Dezember, Januar und Februar einverstanden sind, für März aber sich die Forderung eines Ausgleichs der Gehälter entsprechend der Arbeitsart vorbehalten. Die Besprechung dieser Forderung wurde bis zur nächsten Sitzung vertagt.

Ankauf von Plätzen für Heilanstalten.

Beschlossen wurde in Chojny zwei Plätze zum Bau von Heilanstalten anzukaufen und zwar einen an der Ecke der Kilinskiego und Dombrowskiego, den anderen an der Zimnastraße in Chojny.

Zum Schluß wurde der Vertrag der Kasse mit dem Vizedirektor Ing. Szuster gutgeheißen, während einige andere Punkte der Tagesordnung der vorgerückten Zeit wegen zur nächsten Sitzung zurückgestellt wurden.

Die Regierungsbestellungen. Vorgestern fanden im Ministerium für Handel und Industrie Konferenzen mit Vertretern der Textil- und der metallurgischen Industrie statt. Vorgesehen sind folgende Bestellungen, die im Mai vergeben werden: Des Staatsmonopols auf Leitungen, Rohre und Abgüsse für die Summe von 7500000 Zloty, des Kriegsministeriums auf Textilwaren für gegen 5 Millionen Zloty, Maschinen für 7 Millionen, Eisenzubehörteile 7 Millionen, des Eisenbahnministeriums auf einen neuen Wagenpark für die Summe von 103 Millionen Zloty. In dieser Konferenz ersuchten die Vertreter der Industrie die bisherigen Vorschriften über die Hinterlegung von Vadien zu annullieren.

Arbeitslosenunterstützungen. Am Freitag werden ausgezahlt: Im Büro 6, 7 von 3001—3500, im Büro 3 von 4001—5000, im Büro 1 und 9 von 5001—6000, im Büro 4 von 7001—8000. Am Sonnabend im Büro 6 und 7 von 3501 bis Ende, im Büro 3 von 5001 bis Ende, im Büro 1 und 9 von 6001—7000, im Büro 4 von 8001 bis Ende. Am Sonntag im Büro 1 und 9 von 7001 bis Ende.

Dollarfälscher verurteilt. Im April vorigen Jahres hat in Brzeziny ein gewisser Icek Goldberg dem dortigen Kaufmann Goldkranz 100 Dollar verkauft und dafür als Anzahlung 300 Millionen Mark erhalten. Die 100 Dollar bestanden jedoch nur aus einem 10 Dollarschein, auf dem man kunstgerecht noch eine Null hinzumalte. Den Goldberg gelang es jedoch zu verhaften sowie noch einige weitere Personen, die ebenfalls gefälschte Dollarscheine in Umlauf setzten. Die Fälscher hatten sich vor dem hiesigen Bezirksgericht zu verantworten. Goldberg sowie seine Helfer Abram Blimblich und Chaim Mühlenbach wurden zu 1 Jahr und 6 Monaten verurteilt. Der Staatsanwalt hat gegen das Urteil Berufung eingelegt.

Freigesprochen. Gestern hatte sich vor dem Bezirksgericht der Landwirt des Dorfes Budy-Stoki, Friedrich Hoffmann, zu verantworten, der angeklagt war, seinen Knecht, den 19jährigen Emil Sonnenberg, ermordet zu haben. Aus dem Vorgang ist zu ersehen, daß der Angeklagte im Mai 1923 den Sonnenberg im Schlafzimmer seiner Frau auf frischer Tat erwischte. Während des hierauf zwischen dem Ehegatten und dem Liebhaber stattgefundenen Kampfes gab H. einige Revolverschüsse ab, durch die S. getötet wurde. Der Staatsanwalt stellte die Frau als die Schuldige hin, da sie den 19jährigen Jüngling verführte und den Mord eigentlich auf ihrem Gewissen habe. Hoffmann wurde freigesprochen.

10. Staatslotterie.

5. Klasse — 1. Tag.

Hauptgewinne:

Zloty 10 000 auf Nr. Nr. 6876, 39 582.
Zloty 2000 auf Nr. 22 589.
Zloty 1000 auf Nr. 9909.
Zloty 600 auf Nr. Nr. 2128, 28 381, 38 613.
Zloty 500 auf Nr. 14 874.
Zloty 250 auf Nr. Nr. 8520, 10 137, 26 742, 35 860, 38 812, 40 389, 45 788, 49 071.

Vereine.

Der Maskenball des Sportvereins „DAP.“ am vergangenen Sonnabend hatte einen guten Erfolg. Die Räume des englischen Saales konnten die Besucher kaum fassen. Das Organisationskomitee hatte sich Mühe gegeben, den Ball angenehm zu gestalten. Der Saal trug eine schöne Dekoration und die zwei Kapellen spielten zu frohem Treiben und Tanz auf. Die Zahl der Masken war sehr groß, größer als bei anderen Bällen, denen wir in diesem Karneval beizuwohnen Gelegenheit hatten. Und deswegen nahm urwüchsiger Humor Platz, die echte Freude der werktätigen Deutschen nach arbeitsreicher Woche im Kreise seiner Freunde und Bekannten.

Die Feste, die von der D. A. P. veranstaltet werden, wie das Fest in Alexandrow, das Fest der Ortsgruppe Lodz, das der Gesangsektion und alle anderen tragen ihren besonderen Charakter. Die steife Etikette, das gekünstelte Sichgeben ist verpönt. Jeder Teilnehmer fühlt sich in seinem Kreise und gibt sich in voller Natürlichkeit.

Es gibt dabei allerdings keinen Kleidungszwang, und ein Teilnehmer im veralteten Frack würde nur mitleidigem Lächeln begegnen. Man kommt, wie man auch sonst gekleidet geht, einfach und natürlich, und man gibt sich so, wie man eben ist. Damit ist dem Feste von Anfang an Herzlichkeit und Frische gegeben. Geselligkeit des Volkes ist keine Mode-, Schminke- und Schmuckschau, man geht nicht hin, um gesehen zu werden, sondern um Freude zu erleben und zu verbreiten. Nicht Schneiderin und Friseur sind die Regisseure, echt menschliche Lust hat das Spiel schon in die Hand genommen, noch ehe man zu Fuß oder mit der Straßenbahn kommt. Feste des Volkes sind nicht Wohltätigkeitsbälle — oder Bazare, die zum Widerlichsten gehören, was gesellschaftliche Heuchelei je ersonnen hat. Leute aus dem Volke helfen sich täglich und stündlich, wo sie können, und sie geben trotz ihrer Armut mehr als die Herrschaften, denen der Gedanke an Pflicht zur Nächstenliebe scheinbar nur in Form eines Vergnügens verabreicht werden kann.

Der Commisverein veranstaltete am vergangenen Sonnabend einen wohlgelungenen Maskenball im Saale des Männergesangvereins. Der Besuch desselben war überraschend groß. Der Saal war einfach aber schön dekoriert und der „Blumenwalzer“ und andere Ueberraschungen fanden warmen Anklang. Der Reingewinn, der für wohltätigen Zweck bestimmt war, dürfte recht bedeutend sein.

Der Lodzer Sport- und Turnverein beging am Sonnabend im Saale in der Zarzewskastraße Nr. 84 sein Stiftungsfest, zu dem die Mitglieder nebst ihren Angehörigen so zahlreich erschienen sind, daß sich der Saal als zu klein erwies. Die Feier eröffnete der Präses Herr Ludwig mit einer warmen Ansprache. Die Musterriege bot seltene Kürübungen und fand reichen Beifall, ebenso die Freiübungen. Das selten gelungene Fest währte bis in die frühen Morgenstunden hinein, da der anschließende Tanz Jung und Alt aufs beste unterhielt.

Aus dem Reiche.

Konstantynow. Stadtratwahlen am 15. März. Das Hauptwahlkomitee hat sich bereits konstituiert. Die D. A. P. vertritt in demselben der Vorsitzende der Ortsgruppe, Alfons Hoffmann. Das Wahlkomitee hat beschlossen, den Anfangstermin für die Vorwahlzeit auf den 12. Februar l. J. festzusetzen. Der Wahltag wurde für den 15 März bestimmt. Ebenso wie bei den letzten Wahlen erfolgt die Abstimmung in drei Stimmbezirken.

Rembertow. Explosion. In der Munitionsfabrik „Pocisk“ entstand gestern eine Explosion. Eine Arbeiterin wurde getötet, eine andere schwer verwundet. Das Gebäude, in dem die Geschosse explodierten, wurde zerstört.

Polnisch-Teschen. Bei den Krankenkassenwahlen errangen die Sozialisten 20, die Chadecja 10 Mandate.

Von der Deutschen Arbeitspartei.

Vertrauensmännerrat.

Die 14. ordentliche Sitzung des Vertrauensmännerrats findet nicht wie vorgesehen, am Sonnabend, den 14. d. M., sondern eine Woche später, d. h. am Sonnabend, den 21. Februar, um 7 Uhr abends, im Parteilokal statt. Auf der Tagesordnung steht die Besprechung der Kandidaten für den zur Mitgliedsversammlung zu wählenden Ortsvorstand und derer für den Parteitag.

Der Vorsitzende.

Aus Welt und Leben.

Eine Mörderin aus Mitleid. Stanislawa Uminska, die schöne polnische Schauspielerin, die am 1. Juli 1924 ihren Verlobten, den Schriftsteller Jean Zyznowski, der von einem unheilbaren Krebsleiden befallen war, aus Mitleid durch einen Revolverschuß von seinem Leiden befreite, wurde von dem Seinegerichtshof von Paris freigesprochen. Die Untersuchung hatte ergeben, daß der Verstorbene wiederholt seine Braut angefleht hatte, ihm den Tod zu geben, daß diese noch wenige Tage vor seinem Tode sich zu einer Blutübertragung zur Rettung des Kranken verstanden hatte, und erst als jede Rettung ausgeschlossen war, den Revolver, den der Kranke ihr selbst in die Hand drückte, abgeschossen hatte.

Eine Kirche für Neureiche aller Bekenntnisse. In Neuyork wurden bei 15 000 Millionären Gelder gesammelt für den Bau einer St. Johannis-Kathedrale, die 15 Millionen Dollar kosten soll. Die Kathedrale soll ihrer Größe und Prunkhaftigkeit nach alle bisherigen Kirchen übertreffen. Die Sammlungen wurden in einer großen Versammlung der Millionäre vorgenommen. In wenigen Minuten waren die notwendigen Summen aufgebracht. Ob diese Kathedrale aber den Millionen Hilfe bringen wird? Steht es doch geschrieben: „Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher in den Himmel kommt".

Das Wegeschild des Selbstmörders. Bei Gadeland bei Neumünster wurde ein Geschäftsmann erhängt aufgefunden. Das Auffinden seiner Leiche hatte er dadurch ermöglicht, daß er am Wegerand ein Schild befestigte mit der Aufschrift: „Zwanzig Meter von hier entfernt hänge ich."

Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Stv. Ludwig Kuk.
Druck: J. Baranowski, Lodz, Petrikauer 109.

Drei Mütter und ein Kind

Groteske von **Iwan Heilbut.**

„Du Esel, beeile dich! Langstiel!" rief die dicke Frau Ilgen ihrem Manne zu, der eine ganze Stunde schon darauf wartete, daß sie mit Probieren, Frisieren, Schnüren und Packen ein Ende machte. Herr Ilgen und Frau Ilgen wollten nämlich verreisen.

Herr Ilgen ergriff die Koffer und schleppte sie die Treppe hinunter. Frau Ilgen, der es nicht schnell genug ging, stieß ihn mit der Spitze des Stiefels in den Nacken, um soviel Stufen höher ging sie als er. Als sie aber unten waren, fiel ihr ein, daß sie die Katze mitzunehmen vergessen hatte. Sie stolperte schreiend die Treppe hinauf, während er auf den Koffern verschnaufte. Als sie zurückkam, die Katze im Arm, jammerte sie: „Wir werden den Zug nicht mehr erreichen. Lauf voraus und halte ihn fest."

Herr Ilgen, der die Koffer in den Händen zu tragen hatte, sollte den Zug festhalten.

Die Straßenbahn wollte vor ihrer Nase davon. Aber Frau Ilgen warf die Koffer, ihren Mann, ihren Hut und zuletzt sich selber hinein. Dann schimpfte sie mit dem Schaffner. Sie wollte für die Koffer kein Fahrgeld bezahlen. „Soll ich für die Katze nicht auch berappen?" schrie sie. — „Nein", sagte der Schaffner, „das haben Sie nicht vonnöten, von wegen weil die Katze auf Ihrem Schoß sitzen tut." — „Tu mir die Koffer auf meinen Schoß," herrschte sie ihren Mann an. Aber das tat Herr Ilgen nicht, lieber wollte er bankrottieren, als seine Frau auf solche Weise über die Kraft belasten.

Als die Straßenbahn hielt, zeigte die Bahnhofsuhr drei Minuten vor drei. Um drei Uhr präzise sollte sie fahren. Sie jagten die Treppe hinauf, Frau Ilgen schob Herrn Ilgen im Kreuz, wo er erlahmte. Aber am Schalter standen mehr als ein Dutzend von Reisenden. „Wollen die alle mit?", rief Frau Ilgen entsetzt. Herr Ilgen zuckte die Achseln.

Verzweifelt sah sie sich um. Sie würden den Zug verfehlen, bestimmt. Ein Wunder mußte geschehen.

Nahe am Zeitungsstand hockte eine junge Frau, das schlafende Kind im Arm. Auf diese Frau stürzte sich Frau Ilgen. Die Katze fiel hin. „Leihen Sie mir das Kind," flüsterte sie, „für zehn Sekunden". Sie riß es zu sich herauf, jagte zum Schalter und stemmte die Schar von rechts beiseite; sie hielt das Kind vor die Scheibe und rief: „Das Kind ist krank! Zweimal Althagen an der See, dritte." — „Was ist denn da vorne los?" rief ein Reisender, der Fünfzehnte oder Sechzehnte im Glied. — „Eine Mutter mit ihrem kranken Kind!" kam Antwort von vorn. — „Ach so", brummte der Reisende hinten.

Aber plötzlich schrie Herr Ilgen: „Die Mutter läuft weg!" Und als Frau Ilgen sich umwandte, war die Frau schon vor dem Bahnhof verschwunden. Frau Ilgen hatte aber keine Zeit. Sie machte einen Bogen, damit die Wartenden sie aus den Augen verlieren sollten — dann schlich sie sich zum Ende der langen Kette hin. Dort stand, als die letzte im Glied, eine etwa fünfzigjährige Frau, dem Ansehen nach eine Lehrerin. Ihr drückte Frau Ilgen das Kind in die Arme und sagte hastig: „Sie werden sofort abgefertigt, schnell an den Schalter, Sie versäumen den Zug!" — Die Lehrerin sagte: „Ich danke Ihnen —" und lief an den Schalter.

Dort stand sie noch, als der Zug pfiff und aus der Halle fauchte. Es war ein großes Durcheinander. Das Kind schrie, die Reisenden schimpften. Einige lachten. Und alle suchten die Mutter.

Wolf und Hund.

Eine Fabel von **Felix Fechenbach.**

In einem erbarmungslos kalten Winter hatte der Hunger einen Wolf bis zu einem einsam gelegenen Gutshof getrieben. Dort traf er mit dem Hofhund zusammen, der sofort Lärm schlug.

Der Wolf suchte den Hund zu beruhigen, indem er sich auf seine Verwandtschaft mit ihm berief. Sie hätten doch beide die gleichen Vorfahren, wären also gewissermaßen Vettern, wenn auch der eine in Freiheit, der andere in Knechtschaft lebe. Statt seinen Herrn herbeizurufen, solle er lieber die Ketten abwerfen und mit hinausstreifen in die herrlichen Wälder, in die weiten Steppen . . .

Aber der Hund wollte nichts wissen von Freiheit und Steppen. Dieses Leben ins Ungewisse mit Hunger und Lebensgefahr sei ihm zu riskant. Er ziehe seine sichere Existenz im Dienste des Menschen vor.

„Das nennst du „sichere Existenz" — höhnte der Wolf, seinen Hunger vergessend — wenn dich dein Herr an die Kette legt und dich windelweich peitscht, bis du ihm die Hände leckst? Wenn er dir abgenagte Knochen hinwirft und ein paar Abfallbrocken, die er nicht mehr mag, weil sie ihm zu schlecht sind? Und aus Dankbarkeit für diese „sichere Existenz" läßt du dich von ihm gegen deine eigenen Vettern gebrauchen!"

Der mit so bitterem Hohn überschüttete Hund blieb jedoch bei seinen Grundsätzen.

„Die Peitsche bekomme ich zuweilen," gab er zu, „dafür habe ich aber in meinem ganzen Leben noch nie Nahrungssorgen gehabt und finde auch heute noch vor meiner Hütte jeden Tag einen vollen Futternapf. Du aber kannst dich von all der Schönheit deiner Wälder und Steppen und auch von deiner Freiheit nicht satt essen. Wenn du klug bist, bewirbst du dich auch um einen Dienst bei meinem Herrn und du wirst bald nicht mehr wissen, was Hunger ist."

Bei diesem Vorschlag sträubten sich dem Wolf die Haare vor Grausen.

„Ich bin entsetzt," rief er aus, „zu sehen, wie ein nahverwandtes Geschlecht so tief sinken konnte, daß es seine eigene Erbärmlichkeit für einen erstrebenswerten Zustand hält. Meine Freiheit ist mir nicht feil für einen vollen Wanst!"

In diesem Augenblick krachte ein Schuß vom Gutsgebäude her, und der Wolf brach getroffen zusammen.

„Siehst du," triumphierte der Hund, „das hast du von deiner vielgepriesenen Freiheit! Sie ließ dich hungern und jetzt bringt sie dir den Tod. Da bleibe ich lieber in meiner Dienstbarkeit, denn einem lebendigen Hund geht es immer noch besser als einem toten Wolf."

„Und ich sterbe lieber als Wolf, denn daß ich als Hund leben möchte!" rief ihm verächtlich der todwunde Wolf zu, streckte sich und war verendet.

Um ein Gesetz für uneheliche Kinder.

Zu einer der größten Wunden unseres gesellschaftlichen Lebens gehört die Rechtlosigkeit der unehelichen Kinder. Der „Klub der politisch fortgeschrittenen Frauen" hat sich dieser Uebelstände angenommen und einen Gesetzesentwurf ausgearbeitet, der demnächst im Sejm eingereicht werden soll. Die Beschlüsse lauten:

„Der Klub der politisch fortgeschrittenen Frauen", der in seinem Programm die weitgehendsten Rechte für den Schutz der Mutterschaft und die Kinderfürsorge aufgenommen hat, hat nachstehende Forderungen ausgearbeitet, die die unehelichen Kinder betreffen und auf dem Wege der Gesetzgebung für ganz Polen verbindlich sein sollen.

1. Die Ermittelung der Vaterschaft soll gesetzlich erleichtert werden.

2. Den unehelichen Kindern sollen die gleichen Rechte wie den ehelichen zustehen.

3. In den Taufscheinen sowie Personalausweisen dürfen Ausdrücke wie „uneheliches Kind", „Vater unbekannt" usw. nicht gebraucht werden.

4. Lösung der Alimentenfrage durch eine „Staatliche Versicherungskasse für Kinder". Die Beiträge an die Kasse sollen von allen Vätern, die als solche von den Gerichten festgestellt wurden, geleistet werden und dies laut ihrer Vermögenslage. Die Kinder sollen dafür bis zum 18. Lebensjahre gleiche Unterstützungen erhalten. Auch sollen unvermögende Mütter für die Dauer von sechs Wochen nach der Entbindung Unterstützungen erhalten."

Frau Dr. Budzinska-Tylicka weist im „Robotnik" darauf hin, daß dieser Entwurf bereits auf dem vorjährigen internationalen Frauenkongreß angenommen wurde. Die Errichtung einer Versicherungskasse für Kinder kann tatsächlich dazu beitragen, das Los der unehelichen Kinder zu verbessern. Ob dies aber eine Lösung des Gesamtproblems bedeutet, lassen wir dahingestellt sein.

Daß bei uns eine Aenderung in der Frage der unehelichen Kinder ein dringendes Erfordernis ist, beweist die Tatsache, daß allein in Warschau jährlich über 2000 solch unglücklicher Kinder zur Welt kommen. Jeder kennt die Tragödie der Mütter, die diese durch die Buchstaben des Gesetzes sowie die Borniertheit der Umgebung erleiden müssen. Man könnte es fast als ein „Glück" bezeichnen, daß gerade unter diesen Kindern der Tod solch reichliche Ernte hält. Wie aus den Statistiken zu ersehen ist, beträgt die Sterblichkeit unter den unehelichen Kindern im ersten Lebensjahr 80 Prozent.

Der Gesetzesentwurf soll von Frau Prauß in den Sejm eingebracht und auch von ihr begründet werden. Es fragt sich nur, ob im Sejm das Rechtsempfinden eine Aenderung erfahren hat, denn vor einigen Jahren brachte es der Sejm sogar fertig, Frauen wegen unehelicher Mutterschaft das Recht auf Benutzung der Krankenkassen zu rauben. Solche Beschlüsse waren noch vor wenigen Jahren möglich. Welches Schicksal dieser Entwurf erleiden wird, ist demnach sehr fraglich. Zu wünschen wäre es Frau Prauß, daß es ihr gelingen möge, die Souveraine davon zu überzeugen, daß sie durch die Annahme dieses Gesetzes wieder das gut machen können, was sie vor Jahren gesündigt haben. Mehr Menschlichkeit und unser Leben würde um eine Nichtswürdigkeit ärmer. W.

Rationelle Wirtschaft

oder wie man sich auf Kosten der Arbeiterschaft bereichert.

Die Klagen der Industrie, sie sei deswegen konkurrenzunfähig, weil die Löhne sowie die Ausgaben für soziale Zwecke zu hoch seien, werden durch nachstehende krasse Tatsache Lügen gestraft. In dem früheren preußischen Teilgebiet war es stets die Maschinenfabrik H. Cegielski, die am lautesten nach Abschaffung des Achtstundentages sowie nach Reduzierung der Löhne rief. Eine nähere Betrachtung der in der Firma Cegielski herrschenden Wirtschaft oder richtiger Mißwirtschaft, gibt jedoch ein Bild, das bezeichnend für die Verhältnisse in unsrer Industrie ist.

Am 1. Juli 1923 beschäftigte die Maschinenfabrik 580 Beamten und 4300 Arbeiter. Am 1. Januar waren es nur noch 2200 Arbeiter und 574 Beamten. Unter diesen Beamten gibt es eine ganze Anzahl von Direktoren, die ungewöhnlich hohe Gehälter bezogen. Der leitende Direktor erhielt beispielsweise im Juni 1924 ohne Tantiemen, Gratifikationen usw. 3210 Zl. monatlich. Vier Direktoren zu je 2140 Zloty und sechs weitere zu je 1550 Zloty. Damit ist jedoch die Zahl der Direktoren noch nicht erschöpft, von denen nicht ein einziger abgebaut wurde, obwohl 50 Prozent der Arbeiter die Entlassung erhielten.

Die elf erwähnten Direktoren bezogen im Juni 21,090 Zl., während die Arbeiter jede Woche einige lumpige Zloty erhielten, wobei ihnen nicht einmal diese regelmäßig ausgezahlt wurden.

In Anbetracht der „schwierigen" Lage sah sich die Firma sogar gezwungen, an die Regierung das Ersuchen zu stellen, größere Kredite zu gewähren. In dem an die Regierung gesandten Schreiben, heißt es u. a., daß, um die weitere Inbetriebhaltung der Fabrik zu ermöglichen, die Direktion zu der größten Sparsamkett geschritten sei. Zur selben Zeit erhielten die 11 Direktoren aber nur das geringe Sümmchen von 21,090 Zloty monatlich.

Zu erwähnen ist noch, daß einer der Direktoren, der ein Gehalt von 2140 Zl. bezog, der Firma nicht mehr und nicht weniger als 9850 Zl. schuldete, ein andrer sogar 22,092 Zloty, was ungefähr das Gehalt für 1½ Jahre bedeutete.

Dieselben Herren, die stets drohten, die Arbeiter auf die Straße zu werfen, weil sie kein Geld zur Lohnzahlung hätten, erpreßten von der Regierung Kredite, die sie gut anzulegen verstanden. Sie bauten sich nämlich eigene Villen bezw. Paläste.

Der Arbeiter kann ja betteln gehen, wenn er hungrig ist!

Die marokkanische Frage.

In seiner großen Rede am Namenstag des Königs Alfons hat General Primo de Rivera die marokkanische Frage als die ernsteste Angelegenheit Spaniens bezeichnet. Sie habe oft in Augenblicken nationaler Gefährdung einen tragischen Charakter angenommen. Auch jetzt hält der General das Problem nicht für gelöst. Die Schwierigkeiten von heute führt er auf die Verträge von 1904 zurück. Er meint, Spanien habe damals, noch unter der historischen Fernwirkung des Testamentes Isabellas der Katholischen stehend und in Erinnerung an die Feldzüge nach Oran und Tunis, eine zu große Aufgabe übernommen. Dazu komme, daß Spanien nicht Tanger erhielt. Dadurch sei das auch für die Ruhe in Marokko so wichtige Gebiet der spanischen Kontrolle entzogen worden. Damit hat der General eine sehr wunde Stelle berührt, aber er sprach sich nicht darüber aus, ob er eine Aenderung wünsche. Der spanisch-französische Vertrag von 1912 forderte zwar von Spanien, daß es den einheimischen marokkanischen Behörden Beistand leiste, aber es wurden keine Mittel dazu, auch keine Fristen, bezeichnet. Im übrigen beschränke sich Spaniens Interesse darauf, daß gegenüber von Gibraltar keine andere Macht festen Fuß fasse. Das heißt also soviel: Spanien will nicht zugeben, daß sein Rückzug, der die spanische Zone einer inneren Anarchie ausliefert, andere Mächte zu einem Eingriff berechtige. Ob Spanien in seinem Protektorat friedliche Zustände schaffe oder nicht, sei ausschließlich seine Sache. Man sieht keinen Grund, diese These für falsch zu halten. Sie übersieht nur das eine, daß eben doch eine neue diplomatische Lage entsteht, wenn Abd el Krim als selbstständiger Herr seines Gebietes internationale Beziehungen anknüpfen will. Dann ist eben doch die Frage gestellt, ob das spanische Protektorat auch de facto bestehe wie de jure.

Auch im französischen Parlament war die Marokkofrage Gegenstand lebhafter Debatten. Der kommunistische Abg. Doriot stellte nämlich den Antrag auf Streichung sämtlicher Kredite für die französische Okkupation Morokkos. Der Antrag wurde mit 420 gegen 30 kommunistische Stimmen abgelehnt. Der sozialistische Abgeordnete Fontanier stellte fest, daß die Sozialisten den Ansichten von Jaurees in der Marokkofrage treugeblieben seien. Er trat für eine friedliche Expansion ein, lehnte aber weitere militärische Eroberungen ab. Der Kriegsminister Nollet suchte den Beweis dafür zu führen, daß die militärische Okkupation in Marokko bei der gegenwärtigen Situation gerechtfertigt sei. Es sei nicht beabsichtigt, weitere Gebietsteile zu besetzen, noch in der von Spanien aufgegebenen Zone zu intervenieren, sondern lediglich die jetzige französische Einflußzone zu befestigen.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955

von **Hans Dominik.**

(32. Fortsetzung.)

Erik Truwor arbeitete allein im Laboratorium zu Linnais. Nach den Plänen Silvesters baute er den neuen Strahler zusammen. Der Apparat war viel größer als der erste, den die Freunde mit auf die Reise genommen hatten. Der neue Strahler nahm immerhin den Raum eines mäßigen Schrankes ein.

„Das Problem der telenergetischen Konzentration ist praktisch gelöst." Stolz und siegesgewiß hatte Silvester die Worte gesprochen. Wenige Stunden, bevor er in windender Sturmfahrt nach Westen aufbrach, um von dort sein Liebstes zu holen.

Die letzte Schwierigkeit, die noch zu lösen blieb, betraf das genaue Zielen. Es war notwendig, das entfernte Objekt, auf welches der Energiestrom gerichtet wurde, zu sehen. Erik Truwor fühlte die reine Freude eines intellektuellen Genusses, als er die Aufzeichnungen Silvesters durchlas. Die aus dem Strahler entsandte Formenenergie reflektierte zu einem winzigen Teile von der Konzentrationsstelle zum Strahler zurück und entwarf hier ein optisches Bild dieser Stelle. Jetzt, da er es las, schien es ihm beinahe trivial einfach. Eine simple Rückmeldung, wie sie in der Technik an tausend Stellen seit hundert Jahren gebräuchlich war. Nach der Theorie mußte sich auf der weißen Mattglasscheibe des neuen Strahlers ein genaues Bild des Ortes zeigen, an dem die Energie sich konzentrierte.

Er schaltete den Apparat ein. Nebel wallten auf der Scheibe hin und her. Es flimmerte durcheinander. Gestalten wollten sich bilden, doch es wurde kein klares Bild.

Noch einmal überprüfte er die Schaltung. Dann machte er sich an die Arbeit. Die Stunden verrannen. Er spürte es nicht. Die Mitternacht verstrich, und der Morgen kam. Niels Nielsen, der alte, noch vom Vater überkommene Diener, fand seinen Herrn im Laboratorium in der Arbeit versunken.

„Herr Erik, Ihr Bett blieb unberührt."

Erik Truwor winkte ab und riß ärgerlich einen Draht heraus, den er falsch geschaltet hatte.

„Stören Sie mich nicht." Der Diener ging.

Stillschweigend erschien er wieder und stellte eine Platte mit kalter Küche auf einen Seitentisch.

Erik Truwor hatte die Schaltung vollendet. Schaltete ein und sah noch weniger als zuvor. Ein schwerer Fehlschlag! Rastlos arbeitete er weiter.

Erik Truwor spürte Hunger. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß er seit vierzehn Stunden im Laboratorium arbeitete.

Automatisch begann er zu essen. Der starke schwarze Kaffee erfrischte ihn. Während er aß und trank, gewann er Distanz zu seiner Arbeit. Er fand die Kraft, völlig von neuem zu beginnen. Er prüfte die Schaltung Silvesters. Hier war eine Verbesserungsmöglichkeit.

Der Diener kam. „Vielen starken Kaffee!" Mit dem Befehl jagte ihn Erik Truwor aus dem Laboratorium. Die Vorzüge der veränderten Schaltung wurden ihm immer einleuchtender, je weiter er baute und schaltete.

Die zweite Nacht verging und der zweite Vormittag. Er zog die letzte Schraube fest und suchte seiner Aufregung Herr zu werden.

Mit zitternder Hand schaltete er den Strahler ein. Nebel zogen über die Mattscheibe.

Er regulierte an den Mikrometerschrauben. Der Nebel löste sich. Blaue und grüne Flächen wurden sichtbar.

Er mußte sich setzen. Die Knie versagten ihm. Dann ein gewaltsames Aufraffen. Ein letztes Drehen an der Feinstellung. Scharf und deutlich zeigten sich die Föhren, die zwanzig Kilometer entfernt am Unterlaufe des Tornea standen. Erik Truwor kannte die Stelle.

Die Mattscheibe bot ein Bild, wie man es seit langen Jahren in der photographischen Kamera beobachten konnte. Doch das Bild hier wurde auf ganz andere Weise gewonnen. Es kam nicht rein optisch, sondern energetisch zustande.

Der Wurf war geglückt. Er stellte den Strahler ab und warf sich erschöpft auf das Ruhebett im Laboratorium.

Mit offenen Augen lag er dort und starrte zur Decke. Die Macht lag jetzt in seiner Hand. Die Macht, die Menschen nach seinem Willen zu zwingen. Zu Asche zu verbrennen, was ihm widerstrebte. Eine Macht, wie sie nie zuvor ein einzelner Mensch besessen hatte.

Er fühlte die furchtbare Verantwortung, die mit der Macht verbunden war . . . und dann wurden seine Gedanken sprunghaft. Die Natur forderte ihr Recht. Die Augen fielen ihm zu. Nach vierzig Stunden intensivster Arbeit verlangte der Körper Ruhe.

Es wurde nur ein fieberhafter Halbschlaf. Der Geist war zu erregt und riß den Körper mit.

Er fuhr empor. Drei Stunden hatte er im Halbschlummer gelegen. Im Augenblick war er wieder vollkommen wach. Der Schreiber der drahtlosen Station hatte in der Zwischenzeit gearbeitet. Er las die Zeichen auf dem Papierstreifen: „Haben den Ring. Gehen nach Elkington, Reynolds-Farm, Jane zu holen."

Er rieb sich die Stirn. Jane nicht in Trenton? Aus dem Atlas entnahm er die genauen Koordinaten und richtete den Strahler. Die Nebel wogten. Jetzt ruhigere Linien. Grünes Feld. Ein Farmhof. Er regulierte und konnte jede Fuge und Maserung der Hoftür erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eintritte in die Ehe und die Austritte aus der Kirche in Wien.

Im Jahre 1924 wurden in Wien 18 713 Ehen geschlossen. Diese Zahl stimmt ganz genau mit der des Jahres 1910 überein. Da aber Wien gegenüber dem Jahre 1910 gegenwärtig um rund dreihunderttausend Menschen weniger zählt, so wurden verhältnismäßig im Jahre 1924 mehr Ehen geschlossen als im Jahre 1910. Immerhin aber hat die außerordentliche Heiratslust, die unmittelbar nach Beendigung des Krieges einsetzte und eine der Hauptursachen des großen Wohnungbedarfes ist, stark abgenommen. In den letzten vier Friedensjahren, von 1910 bis 1913, war der Durchschnitt der Eheschließungen 18 978 jährlich. Im Jahre 1914 schwoll die Zahl der Ehen infolge der damals eingeführten Kriegsehen auf 22 294 an. Im Jahre 1919 gab es 26 192, im Jahre 1920 den Höchststand mit 31 164, im Jahre 1921 waren es 29 274, im Jahre 1922 „nur" 26 568, im Jahre 1923 noch immer 19 827 und im Jahre 1924 wurde mit 18 713 Eheschließungen der tiefste Stand seit Kriegsende erreicht. Läßt man die Veränderungen in der Gesamtbevölkerung außer acht, so ergibt sich noch immer, daß in den fünf Jahren von 1919 bis 1923 um 38 125 Eheschließungen mehr erfolgten, als dies dem Durchschnitt der letzten vier Friedensjahre entspricht.

Eine sehr beachtenswerte Erscheinung ist, daß die Zivilehen unausgesetzt zunehmen. In den neun Jahren von 1910 bis 1918 waren in Wien nur 2277 Eheschließungen vor der politischen Behörde zu verzeichnen. Im Jahre 1924 aber wurden allein 2373 Zivilehen in Wien geschlossen, und auch das Jahr 1922 wies 2233 Zivilehen aus. Obwohl die Zahl der Eheschließungen an sich zurückgegangen ist, haben sich die Zivilehen vermehrt, und im Jahre 1924 wurden 12,67 Prozent aller Ehen im Rathaus vollzogen. Ungefähr jede achte Ehe wurde also schon im Rathaus geschlossen. Auch die Zahl der Konfessionsänderungen hat zugenommen. So sind in den neun Jahren von 1910 bis 1918 in Wien insgesamt 4606 Personen konfessionslos geworden, während im Jahre 1924 allein von 12 662 Personen, die aus ihrer Konfession austraten, 8114 erklärten, konfessionslos zu bleiben. In den sechs Jahren von 1919 bis 1924 erfolgten in Wien 39 868 Konfessionsloserklärungen. Innerhalb der Gesamtbevölkerung stellen die Konfessionslosen, die bis Kriegsende nur einen sehr bescheidenen Prozentsatz gebildet haben, bereits einen sehr wesentlichen Faktor dar.

Ein Mann von sechs Frauen.

Der „Pesti Naplo" berichtet über Hochstapeleien, Unterschlagungen und Eheabenteuer eines „Ingenieurs" Emil Chobora, der mit sechs Frauen zugleich verheiratet war. Emil Chobora, der in Wirklichkeit kein Ingenieur, sondern ein Elektrotechniker ist, heiratete zum erstenmal im Jahre 1917 ein junges Mädchen aus guter Familie, Katharina B., und lebte mit ihr drei Jahre. Dieser ersten Ehe entstammten drei Kinder. Eines Tages verließ Chobora seine Gattin und heiratete in einer Ortschaft des Pester Komitats, Marie P. Mit dieser lebte er ein Jahr und auch diese Ehe war mit einem Kind gesegnet. Nach einem Jahre wurde Chobora auch seiner zweiten Frau überdrüssig und heiratete in Budapest zum drittenmal eine junge Dame der bürgerlichen Gesellschaft, Marie F. Da die beiden ersten Gattinnen den Pseudoingenieur bereits verfolgten, zog sich Chobora mit seiner dritten Gattin nach Dunapentele zurück und richtete sich dort eine kleine elektrotechnische Werkstätte ein. Hier gebar ihm auch seine dritte Frau ein Kind.

Mittlerweile hatte Choboras zweite Gattin den Aufenthaltsort ihres Mannes ausfindig gemacht, fuhr nach Dunapentele und schlug Lärm. Chobora leitete daraufhin gegen die Ehefrau Nummer 2 die Ehescheidungsklage wegen „böswilligen Verlassens" ein und lebte mit der dritten Gattin ruhig weiter, bis die gesamte Mitgift von Nummer 3 verbraucht war und die Gefühle Choboras für Marie F. erkalteten. Marie F. reichte die Ehescheidungsklage gegen ihren Mann ein, dieser hinwieder machte in der Provinz die Bekanntschaft einer reichen Witwe, Frau Paula K., gab sich als Junggeselle aus und überredete auch diese Frau, ihn zu heiraten und ihm nach Dunapentele zu folgen. Auch die vierte Ehe Choboras war sehr glücklich, solange die Frau Geld hergab. Als sie sparsamer wurde, begann Chobora seine vierte Frau zu prügeln, so daß Paula K. ihn verließ und nach Budapest fuhr, ohne geschieden zu sein. Chobora heiratete nun zum fünftenmal eine Provinzlerin, Aranka B., mit der jedoch der Heiratsschwindler eine Enttäuschung erlebte, weil Aranka B. keinen Heller besaß. Chobora machte kurzen Prozeß mit Aranka B., er prügelte sie durch und sendete sie aus Dunapentele ihren Eltern zurück. Als Chobora mit einer sechsten Frau Beziehungen anknüpfte und auch mit dieser vor den Traualtar treten wollte, ereilte ihn das Geschick. Es liefen zahlreiche Anzeigen gegen den „Blaubart von Dunapentele" wegen Bigamie, Betruges, leichter Körperverletzung usw ein und Chobora wurde von der Polizei endlich dingfest gemacht.

Die Tragödie einer Mutter.

In Tuschkau bei Pilsen hat sich eine entsetzliche Bluttat abgespielt, die ein grelles Schlaglicht auf eine Zeit wirft, deren Gesellschaftsordnung und deren Gesetze es zulassen, daß neben der furchtbarsten Not und Verzweiflung noch immer ein krasses Schiebertum und Verschwendung sich breit machen.

Mit dem Pilsener Zuge kam in Tuschkau eine Frau mit einem Kinderwagen an, in dem sich ein dreijähriges blondlockiges Mädchen befand und erkundigte sich nach dem Friedhofe. Am nächsten Morgen fand ein Gendarm in der Nähe des Friedhofes einen Kinderwagen, in dem sich die noch warme Leiche eines blondlockigen Mädchens befand. Das Kleine war auf grausame Art ermordet worden. Es hatte zahlreiche Kopfwunden und einen tiefen Stich in den Unterleib erhalten. Unter den Betten fand man einen Brief mit 60 Kronen (9 Zloty), in dem die Schreiberin Aufklärungen über die Tat macht. Der Brief enthüllt die ganze Tragödie einer unglücklichen Mutter. Zunächst bittet die Frau um Verzeihung, daß sie ihr liebes Kind, ihren Engel, mit eigener Hand töten mußte. In furchtbarem innerem Kampfe, in Not und Verzweiflung ist der Plan gereift. Jahr und Tag ist sie ohne Arbeit. Kein Mensch mochte die Frau mit dem Kinde aufnehmen. Alles habe sie unternommen und nichts unversucht gelassen. Ohne Obdach war die Frau und ihr Gatte ein Verschwender, der sie schlecht behandelte. Das arme Kind war anfangs im Kloster. Weil es aber nicht gut behandelt wurde, nahm die Mutter es heraus und wollte es selbst pflegen. Um für das Kind zu sorgen, habe sie alles ihr Mögliche getan. Um der Kleinen etwas Milch reichen zu können, hat sie seit zwei Jahren nur von schwarzem Kaffee und Kartoffeln oder etwas Brot gelebt. Nun seien ihre Kräfte zu Ende. Man möge die 60 Kronen und den Erlös des Kinderwagens nehmen und dem unglücklichen Kinde dafür einen Sarg kaufen. Sie wolle tief ins Gebirge gehen und ihrem Kinde folgen. Der mit schöner Handschrift geschriebene Brief ist unterzeichnet „Eine todunglückliche Mutter".

Bevor die Frau den beabsichtigten Selbstmord ausführen konnte, wurde sie ermittelt und verhaftet, da ein Beamter des Biliner Bahnhofes beim Lesen des Berichtes erklärte, einen Kinderwagen eingeladen zu haben und die Mutter zu kennen. In der Unglücklichen wurde die 36jährige Frau eines Geschäftsreisenden, Emilie Hauptmann aus Bilin, die von ihrem Manne getrennt lebt, sichergestellt und verhaftet.

Kleine Beiträge.

Die Gefahren des Bubikopfes. Der Bubikopf kann seine Trägerin unter Umständen in eine unangenehme Situation bringen. Diese Erfahrung bildete den Clou eines Scheidungsprozesses in Neuyork. Frau Stella Marco klagte gegen ihren Gatten auf Ehetrennung, und der Mann erwiderte die Klage mit dem Antrag auf Ehescheidung. Er begründete seinen Antrag damit, daß er im Schlafzimmer seiner Frau durch das Fenster einen jungen Mann mit schwarzem Lockenhaar gesehen habe. Die Ehefrau leugnete jede Schuld, und es kam zu einem dramatischen Auftritt, als plötzlich ihr Anwalt den „jungen Mann" vor die Schranken des Gerichts führte. Der Verdächtige entpuppte sich als die Freundin der Ehefrau, die junge Witwe Mina Garvey, die mit Frau Marco zusammen lebte und an jenem Tage in ihrem Zimmer gesessen hatte.

Der Hut als Ehering. In Korea unterscheidet sich der verheiratete Mann durch ein sehr auffälliges Zeichen vom Junggesellen. Er allein darf nämlich einen Hut tragen, was dem Unverheirateten, und wenn er noch so alt und ehrwürdig ist, niemals gestattet würde. Dieses sichtbare Merkmal der Ehe ist ein schwarzer, hoher Lackhut, der mit langen Bändern unter dem Kinn festgebunden wird. Das Haar des Hutträgers wird gleichzeitig in ein Roßhaarnetz eingebunden. Der Unverheiratete dagegen muß das Haar gescheitelt und in einen Zopf geflochten tragen.

Das Herz im Dekolleté.

Frauen sind unsentimental; sie könnten sonst nicht alljährlich die Mode wechseln. Sie haben die selige Gabe, ihre Liebhaber restlos vergessen zu können.

Bloß der Mann ist sentimental. Er kann und will nichts vergessen.

*

Weil sie sich so leicht vergessen, brauchen die Frauen den Spiegel so notwendig.

*

Wer am schlechtesten behütet ist, braucht die meisten Hüte, und wer die meisten Fehltritte macht, braucht die meisten Schuhe.

*

Die Frau, der Erde näher als der Mann, produziert ihr Genie in den Beinen statt droben im Kopfe. Sie weist es mit dem kurzen Rock nach und erschöpft diesen erdnahen Nachweis schließlich in der Erfindung aller neuen Moden.

Um zwei schöne Augen.

Roman von **H. Abt.**

(8. Fortsetzung.)

Ein rascher Schritt brachte Heinz in einen offenen, tiefen Hausflur hinein. Es war der Aufgang zu einem photographischen Atelier. An den Wänden waren in großen Glaskästen Photographien ausgestellt. Scheinbar interessiert begann er diese zu betrachten, doch ließ er dabei keinen Augenblick das jenseitige Portal außer acht.

Noch mehr der jungen Mädchen traten heraus. Gewöhnlich hatten sie es eilig, zu ihrem Mittagsmahl zu kommen, heute aber zögerten sie, schienen auf etwas zu warten. Helle Aufregung herrschte unter dem munteren Häuflein. Sie steckten die Köpfe zusammen, tuschelten, lachten, machten sich geheimnisvolle Zeichen, lauschten immer wieder zur Treppe hin, die hinter dem weitgeöffneten Portal lag, und Heinz glaubte die ungeduldigen Stimmen zu hören:

„Wo bleibt denn nur Adele?"

Es fiel ihm gar nicht ein, daß sie noch auf eine andere warten könnten als nur auf sie. Die Aufregung, die er da drüben sah, begann sich ihm selbst mitzuteilen, dabei das Fragen, was sie denn nur heute so Besonders hatten. In den Händen hielt eine jede in weißes Seidenpapier eingewickelt einen kleinen Packen, mit dem fuhren sie sich gegenseitig unters Gesicht, trieben allerhand Neckereien, und immer wieder, wenn die blonden und braunen Köpfe auflauschend herumfuhren, hörte es Heinz:

„Wo bleibt denn nur Adele?"

Er nahm sich die Photographien nicht mehr zum Vorwand, seine Aufmerksamkeit galt nur noch der übermütigen Schar dort drüben. Ein paarmal drang ganz deutlich ihr Kichern bis zu ihm herüber. Alle waren sie junge Dinger, und alle waren sie hübsch, und die farbigen Sommerblusen, die sie an dem warmen Herbsttag zu den schwarzen Röcken trugen, schimmerten über die Straße wie ein buntes Blumenbeet.

Da schwenkte die eine den Arm wie eine Fahne hoch in die Luft. Der Haufe stob auseinander, teilte sich in zwei Hälften, die zu beiden Seiten des Portals in feierlicher Reihe Aufstellung nahmen. Von den weißen Bündeln flogen die Papierhüllen, Blumen und kleingeschnittenes Grünzeug fiel zu Boden und bestreute den Weg.

Und dort kam Adele.

Sie trug wie die anderen den schwarzen Rock der kleinen Mädchen, dazu eine duftig weiße Bluse, und Blumen hielt sie in beiden Armen, soviel sie nur fassen konnte.

„Hoch soll sie leben, hoch soll sie leben, dreimal hoch!" sang der Huldigungschor ihr entgegen.

Und sie lachte und freute sich und genierte sich ein bißchen, weil auf dem Trottoir die Vorübergehenden stehen blieben, winkte mit den Händen voller Rosen, sie sollten stille sein, schüttelte mit dem Kopf, weil sie nicht auf die Blumen zu ihren Füßen treten wollte, und ging mit zierlich leichten Schritten doch darüber hin.

„Wie eine Braut! Das bedeutet, daß du in diesem Jahr als Braut zu Kirche gehst, Adele."

Sie riefen's und nahmen sie in ihre Mitte hinein, bildeten einen Kreis um sie, aus dem sie nicht herauskonnte. Kaum konnte sie sich ihrer erwehren und wehrte doch in einem fort. Sie wollten irgend etwas von ihr, suchten sie zu irgend etwas zu bestimmen, doch sie schüttelte das Köpfchen dazu. Sie kicherte und lachte nicht hell hinaus wie die anderen, sie lächelte nur, doch in ihrem Lächeln war mehr der Fröhlichkeit als in dem ausgelassenen Uebermut, der sie umdrängte.

„Sei doch kein Frosch, Adele, komm doch nur mit!"

Wieder schüttelte sie lächelnd das Köpfchen. Da machten sie ihr Schmollgesichter, sie aber nahm einen Zweig voller Rosen, streichelte einer nach der anderen damit über die Wangen, daß sie wieder gut seien, machte ihnen selber einen Vorschlag, der sie vollends versöhnte, schüttelte ihnen reiheum die Hände und trat mit ihnen auf die Straße hinaus. Nach rechts und links liefen nun die anderen davon, nur zwei blieben ihr noch zur Seite, doch nach einem kleinen Weilchen bogen auch die in eine Querstraße ein, und sie ging ganz allein. Mit schnellen Schritten ging sie, doch ohne eine Spur von Hast. Heinz sah ihr Lächeln nicht, doch er fühlte, wie er den Sonnenschein der lichten Fröhlichkeit fühlte, der sie auf schwebenden Flügeln trug. Und immer war's ihm, als fühle er ganz leis und zärtlich auch an seinem Gesicht die Rosen hinstreichen, die ihre Hände hielten.

Er ging ein wenig hinter ihr drein auf der andern Seite der Straße, wußte genau die Stelle, wo sie hinüberbiegen mußte, und stand vor ihr an der Ecke, um die ihr Weg sie führte.

Sie hatte ihn schon erblickt. Ihr zartes, kindlich weiches Gesichtchen war erglüht, die goldbraunen Augen strahlten ihn an, und etwas war in ihrem Leuchten, das zu ihm sprach: „So lang hab ich dich nicht gesehen!"

Er wandte den Blick von ihren Augen ab, sah auf die Blumen hernieder. Ganz selbstverständlich ging er an ihrer Seite weiter, nachdem sie ihren Gruß gewechselt.

„Sie sind wie der wandelnde Frühling, Fräulein Adele."

„Ich hab' Geburtstag heute."

Er antwortete nicht gleich, obschon ihr Lächeln auf seinen Glückwunsch wartete. Er sah ihr wieder ins Gesicht. Geburtstag hatte sie, wurde heut zwanzig Jahre, er kannte ihr Alter.

„Ich wünsche Ihnen alles, alles Glück, Adele."

Es klang so seltsam ernst. In ihre Augen kam ein Fragen und über ihre leis geöffneten Lippen ging etwas rascher der Atem.

(Fortsetzung folgt.)